

Vom Wesen und Werden des Charakters

Daß die Jugend von heute voller Fehler sei, ehrfurchtslos und arbeits-scheu, autoritätsfeindlich und in jeglicher Verkehrtheit schrankenlos — das haben wir alle schon oft genug gelesen und gehört. (Wir mußten dabei wohl manche Übertreibung mit in Kauf nehmen, aber wir konnten dafür mit einer Mischung von Gruseln und Behagen heimlich feststellen, wie viel bessere Menschen doch wir seien als die andern.) Was aber an solchen Klagen in Wahrheit zutiefst erschüttert und die Seele fast niederschmettert, das ist der so oft wiederkehrende, müde Hinweis auf die Aussichtslosigkeit auch des ehrlichsten Erzieherbemühens. Bestes Erzieherbringen muß ja, so will es in nur allzu vielen Fällen scheinen, mit fast naturgesetzlicher Notwendigkeit immer wieder zurückprallen und zerschellen an der starren, schicksalshaften Übermacht unseliger Vererbung von seelisch-körperlicher Eigenart. Schon lange bevor Erziehung und Selbsterziehung einsetzen können, scheinen diese dunklen Mächte der Vererbung gar oft im voraus schon die Entwicklung des Charakters auf Unglücksbahnen festzulegen, den Menschen zum „geborenen Verbrecher“ vor-auszubestimmen und seinen Charakter zu seinem Dämon zu machen. Man möchte an das Wort eines alten griechischen Dichters denken:

„Der Menschen Los ist, daß sie sündigen.
D daß wir doch niemals geboren wären!“

Denn: Granitfelsen mag allenfalls menschliche Technik zersprengen und zerstäuben, wenn sie den Weg des Körpers zu Gebirgshöhen versperren. Aber kein Menschenwille, so scheint es, zerbricht je die tausend Hemmungen, mit denen die Vererbung unglücklicher Charaktereigenschaften den Weg der Seele zu ihren Idealen verbaut.

So scheint es.

Und dennoch jubelt durch alle Hallen der „*philosophia perennis*“ die frohe optimistische Überzeugung, daß die Natur des Menschen von Haus aus gut sei und daß jede seiner Anlagen und Taten im innersten Kern und Wesen auf das Gute eingestellt sei (*Quia omne ens est bonum et omne agens agit propter bonum*).

Und die Kirche hat sogar vor wenigen Monaten einen ganz einzigartigen modernen Heroen des psychologischen und pädagogischen Optimismus zur Ehre ihrer Altäre erhoben: Don Boscós Glauben an das nie ganz zu verschüttende gute Streben in der Menschenseele konnte an keiner Enttäuschung seines reichen Lebens sterben. Er hat ihn befähigt, Tausende von „geborenen Verbrechern“ zu sozialen und wertvollen, zu reinen und frohen Menschen umzuformen. Wohlmeinende Kollegen Don Boscós erachteten seinen Optimismus als widersinnig und eines ernststen, reifen Mannes höchst unwürdig und ungeziemend und wollten den Mann internieren. Die Kirche aber hat ihn mitsamt seinem „ungeziemenden“ Optimismus — seliggesprochen. So muß es denn wohl etwas Heiliges und Großes sein um den frohen Glauben an die Menschen, der nicht sehr leicht vom unverbesserlichen, „geborenen Verbrecher“ spricht, der vielmehr noch unter tausend Trümmern auf dem Grunde der Seelen die Heilig-

kümer eines edlen Strebens erspäht und sie in heiliger Liebe auszubauen und in die Höhe zu bauen trachtet.

Ein wenig von solchem Optimismus durchweht und von seinem Standpunkt aus zu verstehen, ist, wie mir scheint, ein neues Werk über Charakterkunde, von dem im Folgenden die Rede sein soll. Das Buch von Rudolf Allers: „Das Werden der sittlichen Person, *Wesen* und *Werden* des Charakters“¹, gehört — wie immer man sich kritisch zu ihm stellen mag — zu den interessantesten aus der charakterpsychologischen Literatur der letzten Jahre. Es lohnt sich darum, einen kleinen Gang durch das Werk zu machen und aus dem vielen Schönen darin einiges mitzunehmen. Die beiden ersten Kapitel freilich sind — im Gegensatz zu allen andern — ein wenig schwer geschrieben. Das ließ sich gar nicht vermeiden. Manch einer mag auch da und dort ein Fragezeichen am Rand des Buches anbringen. Der Verfasser wird darüber nicht grollen. Aber schade wäre es, wollte man sich Wert und Genuß des Ganzen versagen.

Eine der ersten und grundlegenden Fragen, die das Buch aufwirft, ist naturgemäß die: was es unter „Charakter“ verstehen wolle, wie dies sich künde und ob Charakter ein Angebinde der Natur sei, das uns als starre Lebensform, vielleicht als unentrinnbares Schicksal durchs Leben begleite oder ob er tiefgreifenden Änderungen durch Erziehung und Selbsterziehung zugänglich sei. Schon aus der Antwort auf diese Fragen — die teilweise dem und jenem ungewohnt erscheinen mag — leuchtet die Grundtendenz des Buches: gegen Übertreibung des Glaubens an die Übermacht der Vererbung zu kämpfen, die so leicht ein frohes Arbeiten an andern und an sich selber lähmen kann. Nicht als wollte der Verfasser sich den Tatsachen der Vererbung schlechthin verschließen. (Im Gegensatz zu Alfred Adler, aus dessen „Individualpsychologie“ er sonst manches Grundlegende übernimmt und weiter ausbaut, lehnt Allers die radikale Ansicht ab, daß alle Seelenstrukturen „von Haus aus“ einander gleich seien. Vielmehr betont er neben der „Veränderlichkeit des Charakters“ das Vorhandensein eines bleibenden Kernes „personaler Eigenart“².)

Aber er stellt als methodisches Prinzip auf: erst dann solle man seelische Fehlentwicklungen aus (zwangsläufig sich auswirkenden) Naturgesetzen der Vererbung ableiten, wenn zuvor jeder ernste Versuch sich als vergeblich erwiesen habe, sie aus späteren (der Korrektur allenfalls noch zugänglichen) Erlebniszusammenhängen heraus zu verstehen und aus diesem Verstehen heraus Wege zur besseren Gestaltung des Charakters zu suchen. Scharf unterscheidet er darum zwischen dem in sich unveränderlichen Kern der „Person“ und der gewissermaßen darüber gelagerten Schicht ihrer „Werthaltungen“, ihres „Charakters“. Der Eigenart der Person und ihres Charakters entquellen die Willenshandlungen, in denen die Person Stellung nimmt zu ihrer Umwelt, zur Gemeinschaft der Menschen, zum Reich der Wahrheiten und „Werte“, zur Gotteswelt der Übernatur. Allen diesen Bereichen ist sie ja — als geistig-sinnliches, soziales, religiöses, zur Gotteskindschaft gerufenes Wesen — zu-

¹ gr. 8° (VIII u. 316 S.) Freiburg i. Br. 1929, Herder. M 8.—

² Daher auch seine Ablehnung der Verwechslung von Gleich-Wertigkeit und Gleich-Artigkeit zwischen Mann und Frau, gegen die Verwechslung von Gleichschätzung beider mit Gleichmacherei und Vermännlichung der Frau (s. unten).

geordnet. Aber ihrer freien und verantwortlichen Entscheidung ist es anheimgegeben, ob sie diese ihre wesensgemäße Zuordnung „befahren oder verneinen“ will, ob sie sich zu ihr so oder anders verhalte. In allen ihren Willenshandlungen nun sucht die Person nicht nur schöpferisch sich auszuwirken und irgend welche (realen oder scheinbaren) Werte zu verwirklichen. In allen formt sie auch ein Symbol ihrer selbst und ihres Charakters. Wieso dieses letztere? In seinem Wollen und Wirken sieht sich der Mensch einer objektiven, absolut gültigen, gegebenenfalls absolut verpflichtenden Hierarchie von „Werten“ gegenüber. Aber diese Werthierarchie muß von ihm erfaßt werden in einem System subjektiver Wertungsakte, „Werthaltungen“. Nur aus dem subjektiven „Fürwert-halten“ kann ja die Willenshandlung entspringen, auch die freie, und ihm wird sie (im allgemeinen) entsprechen¹. Daher bekanntlich jedermann aus dem üblichen Tun oder sogar aus einzelnen besonders „typischen“ Handlungen des Menschen auf sein Inneres, seine Gesinnungen und seinen Charakter zu schließen pflegt. Dieses „Wertungs-System“ bildet das, was das Buch die „subjektive Maxime unseres Handelns“, den „Charakter“ nennt.

¹ Der Verfasser betont sehr nachdrücklich, daß unser Wollen im Denken, unser Wertstreben im Werterfassen verankert sei. Das berührt sich mit der Aristotelischen Lehre, derzufolge wir nichts wollen können, das wir nicht einsichtig-intellektuell als werthaltig erfaßt haben und dessen Erstrebung durch uns wir nicht als irgendwie für uns wertvoll erleben. Der sehr beachtete Gegensatz des Verfassers gegen die leichte Art, im Seelenleben alles kurzerhand aus „Trieben“ abzuleiten und mit dem Vorhandensein irgend welcher offener oder verdrängter Triebe zu erklären, mag es wohl mit sich gebracht haben, daß die These des Verfassers eine scharf zugespitzte Formulierung fand, die nach anderer Richtung mißverständlich wirken könnte. (Entging doch selbst ein Thomas nicht der Kritik — sogar seitens so scharfer Geister wie Olivi —, daß er einem Sokratischen Intellektualismus sich zu sehr näherte, indem er, trotz aller Unterscheidung, Werterfassen und Wollen doch in große Nähe zueinander rückte!). Der Verfasser hebt darum glücklich hervor, daß er seine Lehre von der Verankerung des Wollens im Werterfassen keineswegs im Sinn der Sokratischen Lehre auffasse, nach der schon die klare Erkenntnis der Tugendwerte die Tugendübung nach sich ziehen müsse und jedes Sichverfehlen lediglich ein Fehler des Verstandes sei. Zwischen das Sehen des Tugendwertes und das tugendliche Handeln muß sich vielmehr, so führt er aus, ein „Aneignungsakt“ einschalten, in dem der strebende Geist den erfaßten objektiven Wert mit seinem subjektiven Interesse gewissermaßen verschmilzt. Es würde sich lohnen, die Lehre von diesem Aneignungsakt noch weiter auszubauen und zu verbinden mit der scholastischen Lehre von der *cognitio practica* und der von vielen Scholastikern gehaltenen Auffassung vom *dictamen ultimo-practicum rationis*, dem der Wille folgt. Wer — mit dem Verfasser in der Anerkennung der Freiheit und Verantwortlichkeit des Menschen, des *liberum arbitrium*, einig — sich mit der schwierigen Analyse der freien Willenshandlung befaßt, der weiß, wie eine ihrer Schwierigkeiten gerade mit der scheinbaren Antinomie in der Natur eines „vernunftgeborenen“ und notwendig „wertorientierten“ und doch zugleich zur unverständigen Ablehnung des erfaßten höheren Wertes fähigen Wählens gelegen ist. Andererseits weiß er, wie gerade in der wesensnotwendigen Hinordnung auf absolute „Werte“ hin die Wurzel der Freiheit gegenüber allen begrenzten, relativen „Teil-Werten“ gelegen ist. Gerade die wesensnotwendige „Wertgebundenheit“ des Wollens bringt es ja, wegen der an sich unbegrenzten Objektweite des geistigen Erkennens und Strebens, mit sich, daß eine Festlegung des Wollens auf ein Objekt erst vollkommen werden kann, wenn das Objekt als schlechthin absoluter, unbegrenzter Wert imponiert (etwa in der *visio Dei intuitiva beatifica*) oder es wenigstens zu keinem Erwägen des Gegenwertes käme. Wäre es nicht konsequente Weiterführung der Lehre von dem „Aneignungsakt“, daß dieser seine Fortsetzung in einem zweiten, intimeren finde, in der willentlichen und freien Einnahme und Beibehaltung einer Werthaltung, in der sich die Seele — *pro casu exclusive* — zu Gunsten nur des einen Teilwertes einstellt, freilich wissend, daß sie sich anders einstellen könnte, allenfalls sollte.

Wie aber baut sich dieses System von Werthaltungen in der Seele auf? Wie wird der „Charakter“?

Es hätte einer heute mancherorts beliebten Art entsprochen, wenn der Verfasser zur Beantwortung der Frage geheimnisreich auf dunkle unbewußte Tiefen der Seele gewiesen hätte, um aus dem unbekannten x des „Unbewußten“ den Charakter abzuleiten. Etwa aus den berühmten Sexualkomplexen, verdrängten Inzest- und andern Trieben Freudscher Psychoanalyse. Das konnte er nicht, weil er die Psychoanalyse als Ganzes — ohne wertvolle Anregungen in ihr im einzelnen zu verkennen — als mechanistisch-naturalistische Konstruktion betrachtet und ablehnt¹. Hingegen übernimmt er zur Lösung der Frage nach dem Werden des Charakters wesentliche Grundlehren der Individualpsychologie Alfred Adlers (nicht ohne bedauerliche Übertreibungen und Irrtümer der sozusagen orthodoxen „Schule“, zahlreicher Individualpsychologen, bestimmt abzulehnen, die mit den übernommenen Werten nicht notwendig verbunden sind². Es handelt sich vor allem um die in der Menschennatur gelegene Verbindung und doch auch Gegensätzlichkeit von Selbstbehauptung und selbstloser Einfügung in die Gemeinschaft, allgemein in die Lebensgebiete, denen der Mensch als solcher zugeordnet ist. Schon in der Kinderseele wohnt die Tendenz zur Selbstbehauptung, zum Sichdurchsetzen, der „Wille zur Macht“, zum Erleben des eigenen Wertes. Gleichzeitig aber verlangt das innerste Wesen des Menschen selber auch nach der bewußten und frei gewollten Anerkennung seiner Zuordnung zu den verschiedenen „Welten“ der Natur und der Übernatur, dem Mitmenschen gegenüber zur Eingliederung in die Gemeinschaft und zum Dienst der Gemeinschaft. „Ein vollkommen isolierter Mensch würde im Chaos untergehen“ (Feuerbach). Schon die Fähigkeit zur menschlichen Sprache, zum Ausdruck seiner geistigen Gesinnung, weist ja auf die naturgemäße Einordnung des Menschen in die Gemeinschaft seiner Mitmenschen hin³. Diese beiden Tendenzen der Natur können nun nicht voneinander isoliert, gar im Kampf gegeneinander ihre Erfüllung finden, sie müssen vielmehr ineinandergreifend sich zum wahren Ziele hin fördern. Wo das „Selbstwerverlebnis“ ausgehöhlt ist, da sucht der Mensch nicht mehr in aufrichtiger Hingabe „der Gemeinschaft zu dienen“ — er hat dazu nicht mehr den Lebensmut —; da sucht er vielmehr in Überspigung seines Geltungstrebens die „Sanierung des Selbstwerverlebens“, des Glaubens an sich selbst. Und doch kann er diesen nicht mehr finden und seelisch nicht wieder gefunden, es sei denn eben in der Anerkennung seiner Stellung zu Umwelt und Überwelt, in der Selbstlosigkeit der Hingabe an den Mitmenschen, in der er seine Fähigkeit zum Guten neu erlebt. Die

¹ Vgl. diese Zeitschrift 117 (1929) 27 ff.

² Ein sehr beträchtlicher Teil des individualpsychologischen Schrifttums macht ohne Zweifel den Eindruck, daß hier — teilweise sehr schöne und teilweise trotz Übertreibungen wertvoll anregende — Gedanken in den Dienst weltanschaulicher und parteipolitischer Religionsfeindlichkeit gestellt werden. Allers wendet sich ebenso vornehm wie entschieden gegen solche Tendenzen, nicht nur in mehreren Teilen des vorliegenden Buches, sondern z. B. noch kürzlich in dem Kongreßreferat über „Religion und Psychotherapie“ auf dem allgemeinen ärztlichen Kongreß für Psychotherapie in Bad Nauheim (April 1929).

³ Vgl. R. Bühler, Geistige Entwicklung des Kindes, 1929⁵ § 31; R. Hönigswald, Die Grundlagen der Denkpsychologie, 1925; J. Krug, Zur Sprachtheorie, in: „Beiträge zur Problemgeschichte der Psychologie, 1929.

Tendenz zum Selbstwerterlebnis nun erfährt schon früh, ja gerade in der frühen Kindheit, mancherlei Rückschläge. Das Kind erlebt ja oft genug seine geistige und körperliche Unfertigkeit fürs Leben, seine Kleinheit, Schwäche und Unterlegenheit gegenüber der „unberechenbaren Übermacht der Großen“. Daher kommt seine äußere und innere Unsicherheit, die es zunächst zwingt, Geborgenheit zu suchen. Mit der Zeit aber führt eben diese Unsicherheit leicht entweder zum Steckenbleiben in unnatürlich kindgemäßer Seelenhaltung, in Infantilismen, oder zu einer Überkompensation des „Minderwertigkeitserlebens“ in der Maskerade eines scheinbar äußerst mutigen Betues. Man setzt dann seinem wahren Selbst eine Art Maske auf, versteckt (vor sich selbst und vor andern) die innere Unsicherheit hinter den Masken von Trost, von Verschlossenheit, von krampfhaftem Übermut (Galgenhumor!) usw.

„Es gibt keinen wie immer abwegigen Charakter, bei Kindern wie bei Erwachsenen; es gibt keinen Fall innerer Zwiespältigkeit, wie sie in der Neurose offenbar wird, ... bei dem nicht, ohne weiteres sichtbar oder hinter mannigfachen Masken versteckt, die Angst ihr Unwesen triebe. Angst ist ein nie fehlendes Symptom aller Unangepasstheit an die gegebenen Lebensbedingungen. Aber sie ist nur zum Teil Folge dieser Unangepasstheit, zum weit größeren Teil ist sie deren Ursache“ (126).

Manche Kinder sind in besonderem Grade der Gefahr der inneren Unsicherheit und der damit sich bald einstellenden „Überkompensation“ ausgesetzt: so das älteste Kind, dem bald ein Teil der zuerst ihm allein geweihten Sorgfalt der Großen entzogen wird zu Gunsten des jüngeren; so das jüngste Kind, das so viele „Überlegene“ vor sich sieht, daß es selbst manchmal schwerer als andere den Weg zur selbstständigen Lebensfähigkeit findet; so das einzige Kind, wenn man es auf solche Art vom Leben fern hält, daß es ihm nie gewachsen wird; so endlich das körperlich falsch entwickelte Kind: wohl muß sich sein Charakter dem falschen Körperbau nicht angleichen; aber gar oft erlebt es seine körperliche „Minderwertigkeit“ so unglücklich, daß dabei die kleine Seele noch viel mehr verkrüppelt als der Körper.

Aufgabe des Erziehers ist es, zur richtigen Verbindung von Selbstwertbewußtsein und Wille zur Gemeinschaft zu führen.

Er darf also einerseits nicht die innere Unsicherheit noch mehrten. Nicht unsicher zu machen, nicht „den Willen des Kindes zu brechen“ ist der Sinn der Erziehung. Das Kind braucht doch später den ungebrochenen Willen zum Gutes tun! Nachdrücklich warnt darum der Verfasser vor falscher Handhabung der Autorität, vor falscher Strenge wie vor Verwöhnung. Er ist durchaus nicht — das sei gegen mögliches Mißverstehen des Buches nachdrücklich betont — gegen die Autorität in der Erziehung und die Erziehung zum Autoritätssinn. Was er bekämpft, ist sinnwidriges Handhaben der von Gott nur anvertrauten Würde und Bürde der Autorität. Es ist ein Verwechseln der Würde, die man trägt, mit der eigenen, vielleicht recht unwürdigen Person. Es ist jene Pose der intellektuellen und moralischen Unfehlbarkeit, die niemals Unrecht haben konnte. Es ist eine Selbstherrlichkeit, die dem Kinde beständig zuzurufen scheint: Du mußt, denn ich, der Herr, dein Vater oder Lehrer oder Vorgesetzter will! Es ist ein Herrentum, das mehr sein eigenes Unfehlbarkeits- und Machttempfinden sucht als das Wohl und die

wachsende Selbstständigkeit des Zöglings, und die darum dessen Selbstwert-erleben vernichtet.

Und dieses Vernichten kann nicht der Sinn der Erziehung sein.

Ebenso wenig aber liegt die Aufgabe der Erziehung in dem — solange als „alleinseligmachendes Erziehungsideal“ gepriesenen — „Sichentfaltenlassen der Persönlichkeit“. So plausibel es klingt, daß man von der freien Entfaltung der Anlagen jede Hemmung fernhalten soll:

„Die Idee der freien, ungebundenen Erziehung zur allseitig entfalteten Persönlichkeit erweist sich als eine in sich selbst widerspruchsvolle“ (171), weil sie eine ganz einseitige Überwucherung der einen Grundtendenz mit sich bringen müßte und weil eben der Mensch niemals sein letzter Zweck ist („worüber uns schon die Texturierung des Fundamentum im Exerzitienbüchlein von St. Ignatius zu belehren vermag“ [172]). — Auch „Heldentum und Größe“ und „Treue gegen sich selbst“ sind nicht die Erziehungsideale. Heldentum erlangt seinen Wert erst aus den Ideen, in deren Dienst es geübt wird. Und die „Treue gegen sich selbst“ ist oft genug nur eine Treue gegen seine innere Unsicherheit, gegen das Mißtrauen in seine Kraft zu höherer ethischer Leistung, Treue zu seiner Feigheit.

„Es kommt (beim Erziehungsideal) nicht auf Stärke an, sondern auf den Willen zum höheren Wert, nicht auf Größe, sondern auf Sachlichkeit, nicht auf Heldentum, sondern auf die Hintanzetzung der eigenen Person. An sich sind Ruhm, Bedeutung, Anerkennung kein wertvolles Ziel. Nicht Ehrgeiz sollen die Menschen lernen, sondern Ehrfurcht ...“ (179). Das sind Worte, die man vielleicht eher bei Rodriguez oder sonst einem Theoretiker der Ästhetik gesucht hätte, als in einem Buche, das auf moderner Psychiatrie und Psychotherapie aufbaut. Es scheint, daß in den Alten doch recht viel moderne Lebenswerte stecken, wenn sie nur recht verstanden werden!

Daß der Kampf gegen die Ehrsucht nicht falsch verstanden werde, dafür sorgt ein kleines Kapitel über die Demut. Nicht jene Demut etwa soll ein Ideal der Erziehung oder Selbsterziehung sein, bei der aus allen Löchern eines „Mantels der Anspruchslosigkeit“ doch wieder Stolz und ehrsüchtiger „Tugendrekord“ herausblinzeln. Auch nicht jene, in die man sich vor selbstloser Leistung für andere flüchten kann, indem man sich zu nichts für fähig und gut halten will.

„Ja wenn solch ein Mensch, der von sich nichts zu halten, für sich nichts zu begehren behauptet, heiteren Gemütes durch die Welt zu gehen vermöchte, wenn er den Aufgaben des Lebens gerecht würde, mehr leistete, besser arbeitete als die andern — dann wäre wohl seine Einstellung echt und wertvoll; dann hätte er wohl jene ‚Abgeschiedenheit‘ von den Dingen und von sich selbst gefunden, von der die Mystik und Ästhetik des deutschen Mittelalters so schön spricht“ (180).

„Im Grund genommen gibt es nur ein Ideal, das der Sachlichkeit, der Hingabe, des Dienstes“ (192). Und sein Gegenstück wäre die Selbstsucht in allen Variationen und Masken, die „Verabsolutierung des Ich“. Il principio del cader fu il maledetto superbir. Und die Erziehung hat die schwierige Aufgabe zu lösen:

„den Mittelweg zu finden zwischen allen Maßnahmen, die das Selbstwert-erleben untergraben könnten, und allen jenen, die eine Absolutsetzung der eigenen Person herbeizuführen geeignet wären“ (192).

„Es bedarf keiner weiteren Darlegungen, daß diese Forderungen in einem tief aufgefaßten ... katholischen Leben erfüllt sind. Wie die ‚katholike‘ sich nicht nur über alle Völker, Kulturen und Zeiten spannt, sondern auch alle qualitative Mannigfaltigkeit menschlicher Einzelpersonen umfaßt, so kann ... Leben aus dem katholischen Prinzipie auch den Gegensätzlichkeiten unseres Seins gerecht werden“ (193).

Wo es aber gilt, einem werdenden Menschen eine konkrete Person als „Ideal“ der Verbindung von Selbstwerterfassung und Hingabe vor Augen zu stellen, da soll man sich hüten vor unwahren Lebensbeschreibungen, die ebenso weit von der Wirklichkeit des betreffenden Heroen wie von der des Zöglings entfernt sind.

+ + +

Bevor sich der Verfasser den Sondererscheinungen der für die Erziehung so wichtigen Pubertätsjahre zuwendet, behandelt er — in auffallend tieferster Form — die seelische Sonderart der Mädchen- und der Frauenseele. Das Mädchen ist der inneren Unsicherheit, dem Verlust gesunden Selbstwertgefühles, damit auch der Überspizung des Geltungstrebens in mancher Hinsicht mehr ausgesetzt als Jüngling und Mann. Das macht seine Erziehung schwieriger. Und doch ist sie so wichtig; denn es gilt, das Mädchen dem so hohen Berufe der Frau entgegenzuführen, dem Muttersein, dem körperlichen und noch viel mehr dem umfassenderen geistigen. Zur Erfüllung solcher Erziehungsaufgaben befähigt nicht jenes grenzenlos dumme und pietätlose Geringschätzen der Frau, wie wir es im Reden und im Denken mancher — auch sonst hochstehender Männer finden — als wären unsere Mütter und die Mutter Jesu keine Frauen. Dazu ist notwendig die tiefe Ehrfurcht vor dem heiligen Beruf der Frau in Welt- und Gottesreich und der christliche Glaube an die Gleichwertigkeit der Frau mit dem Manne. Dieser Glaube äußert sich nicht in öder Gleichmacherei nach außen, in der Vermännlichung der Frau (in der sich ihr Ressentiment verrät). Es äußert sich im feinsinnigen Hinführen zum Finden ihres Selbstwertes in der selbstlosen mütterlichen Güte zum Segen für Welt und Kirche. Gerade die Verschiedenartigkeit der Lebensziele und der seelischen Struktur läßt eine Parallelführung der Erziehung von Bub und Mädchen, die „Koedukation“, ablehnen.

„Es hat sich aus den exakten Untersuchungen von Ch. Bühler ergeben, daß die zeitlichen Bedingungen der Entwicklung bei den beiden Geschlechtern zu verschieden sind, als daß eine Koedukation außer in den Jahren vor der Schule und den ersten Jahren in ihr durchgeführt werden könnte. Auch wenn man von allen Motiven, die in etwaiger sittlicher Gefährdung gelegen sein mögen, abstieht, erweist sich der Gedanke einer durchgängigen, die ganze Jugendzeit umfassenden Koedukation als verfehlt“ (222 f.).

Einer unnatürlichen Absperrung der Geschlechter will Allers dabei natürlich nicht das Wort reden.

+ + +

„Es ist nicht schwer, ein Kind ... zu lehren, daß Erfolg nicht alles und Größe nichtig sei; aber es ist schwer, es vorzubereiten auf das Zusammenleben mit jenen, die nur den Erfolg anbeten, die den Mitmenschen nur als Mittel für eigensüchtige Zwecke ansehen, deren Wege dunkel sind und hintenherum, die für Offenheit und Güte kein Verständnis haben, weil sie jedes Verhalten nur als Maske kennen, die im Nebenmenschen nie den Mitarbeiter, sondern nur den Feind sehen und aus solcher Einstellung heraus auch keine überindividuellen, schlechtthin geltenden Werte kennen lernen wollen und können, weil ihnen alles relativiert, alles zerfallen ist, die daher auch nichts anstreben als die wenn auch noch so flüchtige Erhöhung des eigenen Ichs...“ (225.)

Diese recht ernstesten Worte leiten über zur Analyse des Seelenlebens der Jugendlichen, in deren Reifejahren sich ja der Übergang zu diesem „Zusammenleben“ vollziehen muß.

Was ist das Wesen, die eigentliche Eigenart der Pubertät? Es ist jedenfalls nicht nur die Geschlechtsreife.

„Abgesehen davon, daß die für diese Lebensperiode kennzeichnenden seelischen und charakterologischen Erscheinungen auch ohne bewußtes Erleben des Sexualen auftreten können, zumal bei Mädchen, die erlebte Problematik dieser Jahre also sich durchaus nicht immer und nicht ausschließlich um die ‚sexuelle Frage‘ ordnet, deckt eine eindringlichere Analyse andere und offensichtlich viel tiefer reichende Züge auf“ (228). „Als Wesenskern der puberalen Wandlung erscheint vielmehr der Abbruch und die Umgestaltung des bis dahin ... einigermaßen gefestigten Weltbildes und daher auch des entsprechend stabilen Verhaltens zu der Welt“ (238).

Die „Ichfindung“, wie es Spranger nannte, das reflexe Sichwenden zum eigenen Ich in seiner Sonderart, in seinem Sonderwert, aber auch in seiner Isoliertheit und Schwäche, bringt eine neue Phase der innern Unsicherheit mit sich. Aus dieser erklärt sich's oft, wenn im Pubertierenden über Nacht zusammengebrochen scheint, was sorgsame Erziehung im Kinde aufgebaut hatte. Aus ihr entspringt nicht selten der Trog der sich verschließenden, sich fast in sich selbst verkrampfenden jungen Seele. „Es erfordert daher die Erziehung in diesen Jahren noch weit mehr Liebe, Takt und Selbstlosigkeit des Erziehers als je zuvor“ (241).

Moderner Persönlichkeitspsychologie und „Ganzheitsbetrachtung“ und der reifen Erfahrung und ästhetischen Lehre der Jahrhunderte gleicherweise entsprechend betont der Verfasser, daß auch die sexuelle Entwicklung des Jugendlichen im Rahmen der Gesamtentwicklung zu betrachten, zu beurteilen und zu lenken sei. Mit den Besten einig, warnt er vor einem isolierenden Anstarren (wo nicht gar Anstaunen) der Sexualentwicklung, und vor einem isolierenden Beachten und Bekämpfen etwaiger Fehlentwicklungen, und fordert er von der Erziehung eine Prophylaxe, die den ganzen Menschen für Konflikte und Schwierigkeiten im allgemeinen vorbereite und ermutige, zumal die bloße Aufklärung [die zwar notwendig sei, stets individuell und wenn möglich durch die Eltern zu geben sei] doch allein keineswegs genüge.

Die Überwindung der Spannung zwischen der Tendenz auf Selbstwert-erleben und auf selbstlose Hingabe ist Sache des ganzen Lebens. Und auch

der Erwachsene kann immer wieder bei dieser Aufgabe versagen. Daher die Schwererziehbarkeit der Erwachsenen und die mannigfachen Formen psychisch bedingter „Neurosen“. So schildert denn ein 7. Kapitel das seltsame Seelenleben des „Neurotikers“, mit seiner Zentriertheit auf das eigene Ich, um das die Interessen am liebsten kreisen, mit seiner Empfindlichkeit und seiner Angst, mit seiner Entschlußunfähigkeit und seiner Zweifel- und Grübelsucht, mit seiner Weltferne und seinem Kokettieren mit Melancholie und Skrupulosität, und mit der eigenartigen „Unechtheit“ seines Erlebens, einer Art „Unwahrhaftigkeit der Natur“ als Grundzug des Neurotikers. „Völlig frei von Neurose (sei) nur derjenige Mensch, dessen Leben durchaus in echter Hingabe an die Aufgaben des Lebens (natürliche wie übernatürliche) verfließt, ... oder mit andern Worten: jenseits der Neurose steht nur der Heilige“ (282).

Damit haben wir das Kompliment, daß wir alle noch mehr oder weniger an den minder schönen Wesenszügen des „Schwererziehbaren“ tragen. Das mag schon so sein. Jedenfalls war es nützlich, daß der Verfasser ein letztes Kapitel über Selbsterkenntnis und Selbsterziehung schrieb.

Was dürfte wohl das relativ verlässlichste Kriterium der Selbsterkenntnis sein (neben andern!)? Die Antwort findet Allers im Johannesbrief: „So einer glaubt, er wandle im Lichte, und liebt seinen Bruder nicht, der ist in Finsternis bis heute“ (297). —

Wo es gilt, ein in Irrungen verstricktes Seelenleben zu Gesundheit und Glück zurückzuführen, da wird es gar häufig wertvoll sein, wenn Priester und Arzt — jeder in seiner Weise — einander im Dienste der ihnen beiden Anvertrauten helfen können¹. Feinsinnig weist der Verfasser am Ende des Buches auf diesen doppelten Seelendienst: Nur der Priester ist der Träger jenes Heilandswortes, das für die Wiedergewinnung innerer Sicherheit, inneren Glückes oft das Allernotwendigste und erste ist: Ego te absolvo. Aber anderseits wird „Anwendung neu errungener Erkenntnisse in der priesterlichen Seelenführung manche Schwierigkeit ersparen“. Es war nicht die Absicht des Verfassers, „durch die von der neueren Seelenforschung uns dargebotene, zum Teil freilich nur eine Neubelebung alter Erkenntnisse bildende Methodik alle Fragen der Charakterbildung gelöst oder gar die Begründung dieser auf übernatürliche Mittel überflüssig gemacht zu haben“. Was das religiöse Fundament angeht, so weist er zuletzt mit seltenem Nachdruck darauf hin, daß „sowohl die theoretische Grundlegung einer Lehre von Charaktererziehung, wie einer Theorie des Charakters überhaupt ohne Bezugnahme auf religiöse Wahrheiten und Verankerung in ihnen unmöglich“ sei, daß speziell die von der Individualpsychologie so intensiv gestellte Forderung nach Erfüllung des „Willens zur Gemeinschaft“ vollkommen unverständlich sei, da erst aus ihrer religiösen Begründung heraus der Sinn und das Zwingende der „Gemeinschaftsforderung“ verständlich gemacht und begründet werden könne. Und was die Vollständigkeit der Lösungen angeht: Menschliches Leben ist eine Einheit, eine Ganzheit; keine Teilbetrachtung kann sie

¹ Über das Verhältnis von Psychotherapie und Religiosität vgl. das oben genannte Nauheimer Referat: Religion und Psychotherapie (Kongreßbericht S. 143—152).

ganz erfassen. Kein Mensch aber kann mehr als teilweise in sie eindringen — Gott allein versteht das Seelenleben eines Menschen restlos und umfassend. „Aber“, so schließt Allers mit Recht, „wir dürfen uns, weil wir die tiefsten Seinsgründe unserer ewigen Erfolge, weil wir die tiefsten Rechtsgründe unseres Handelns nicht durchschauen können, der Verpflichtung nicht entschlagen, was immer wir an Einsicht errungen, an Technik erlernt, an Angriffspunkten erblickt zu haben glauben, nutzbar zu machen den Aufgaben der Erziehung: der uns anvertrauten Kleinen, so wir Eltern und Lehrer; der Kranken, wenn wir Ärzte; der Menschen überhaupt, wenn wir Lehrer der Menschen, Pfleger und Verwalter sind ihres ewigen Heiles“ (307).

Alexander Willwoll S. J.